

Samstagsinterview

«Eine solche Gier tut uns nicht gut – Überfluss schafft Überdross»

Irene Neubauer Gestern war der Feiertag für Schnäppchenjäger – Irene Neubauer engagiert sich lieber für den heutigen «Chouf nüt»-Tag. Sie kritisiert den Überkonsum und sagt, man dürfe nicht «vor lauter Corona» die anderen drängenden Themen aus dem Blick verlieren – die Umweltproblematik und Fragen der Gerechtigkeit.

Interview: Tobias Graden

Irene Neubauer, gestern war «Black Friday». Sind Sie auch auf Schnäppchenjagd gegangen?

Irene Neubauer: Ganz sicher nicht! Uns geht es mit dem «Chouf nüt-Tag» gerade darum, genau das zu boykottieren.

Was finden Sie denn nicht gut am «Black Friday»?

Das Problem an dem Tag ist, dass er ein Verhalten fördert, das einerseits für uns selber nicht gut ist. Er stachelt die Gier an, sich irgendwas Weiteres auch noch anzuraffen, auch wenn man es gar nicht braucht. Mahatma Gandhi hat gesagt: Die Erde hat genug fürs jedermanns Bedürfnisse, aber nicht für jedermanns Gier. Eine solche Gier tut uns nicht gut – Überfluss schafft Überdross.

Und andererseits?

Da geht es um das Dreieck des Konsums. In der einen Ecke ist der Mensch, und da stellt sich eben die Frage, was eine solche Rabattschlacht mit mir selber anstellt. In der zweiten Ecke ist die Umwelt – was macht unser Überkonsum mit ihr? Und in der dritten Ecke sind die Menschen, die dieses ganze Zeug produzieren müssen, oft zu unsäglichen Bedingungen.

Reden wir über diese Menschen – unser Konsum verschafft ihnen immerhin Jobs.

Das kann man so sehen, und es ist auch nicht falsch. Doch: Was sind das für Jobs? Wenn wir gerechte Löhne zahlen würden, wäre es nicht möglich, ein T-Shirt für fünf Franken anzubieten. Wer so etwas kauft, der weiss, dass es nicht mit rechten Dingen zu und her gehen kann.

Das muss nicht zwingend so sein. Selbst die Schweizer Uhrenbranche hob sich in den 80er-Jahren mit einem Billigprodukt aus der Krise und schaffte so gut bezahlte neue Arbeitsplätze.

Der Vergleich hinkt. In der Schweiz gibt es genügend Kontrollmechanismen. Der Netflix-Film «The True Cost of Fast Fashion» («Die wahren Kosten der Billigmode», Anm. d. Red.), den wir diese Woche gezeigt haben, verdeutlicht im Detail, welche ökologischen und sozialen Kosten derart günstige Mode nach sich zieht.

Für die Modeindustrie mag dies gelten, doch der «Black Friday» umfasst auch Güter, die nicht nur in Billiglohnländern hergestellt werden, wenn man etwa an die Unterhaltungselektronik denkt.

Das stimmt, aber wissen wir denn genau, was die Bedingungen in China oder Korea sind? Wir würden sie uns wohl kaum für uns selber wünschen. Und ganz wichtig sind sowieso auch die Umweltkosten.

Der Handel kann allerdings gerade in diesem Coronajahr etwas Mehrumsatz dringend brauchen...

Klar, das sagen jetzt alle – und es ist tatsächlich ein gewisses Dilemma. Aber man darf nicht vor lauter Corona die anderen Themen aus dem Blick verlieren. Die Umweltproblematik ist nach wie vor absolut drängend, Fragen der Gerechtigkeit sind nach wie vor drängend, und diesen müssen wir uns trotz unserer eigener wirtschaftlichen Probleme weiterhin widmen.

Gerade unser Konsum hilft doch mit, zu entschärfen, was Sie «Fragen der Gerechtigkeit» nennen. Ich kenne beispielsweise einen Tourenguide in Tanzania, der zurzeit wegen der ausbleibenden Touristen in die Armut abzugleiten droht.

Natürlich, in einer Welt der globalisierten Wirtschaft sind wir alle aufs Engste miteinander verbunden. Gleichwohl: Wir müssen weiterhin dafür sorgen, dass diese Verbindungen so ausgestaltet sind, dass wir uns guten Gewissens in die Augen schauen können.

Und doch: Wir stecken wegen der Massnahmen gegen die Coronapandemie in einer tiefen Wirtschaftskrise und sehen, was passiert, wenn Konsum nicht mehr möglich ist. Liegt da der «Chouf nüt-Tag» nicht völlig quer in der Landschaft?

Wir sagen ja nicht, Konsum sei per se schlecht – wir brauchen den Konsum zum Leben. Die Frage ist aber, wie dieser Konsum aussehen soll, unter welchen Bedingungen die Güter produziert und Rohstoffe abgebaut werden, wie sich der Transport gestaltet und wie viel wir überhaupt brauchen. Darum lautet unser Slogan: «Was brauchst du, um zu frieden zu sein?»

Sie offenbar weniger als Andere.

Das ist wohl so. Mir hat schon in der Jugend das Kleiderkaufen wenig bedeutet, ich fand meist, ich hätte eh schon genug. Doch allgemein ist ein Kreislauf entstanden, in dem wir alle so viel arbeiten und unter Druck sind, dass wir diesen mit Konsum ausgleichen wollen. Wir finden: Jetzt will ich mir etwas zuliebe tun, mir etwas leisten. Das heizt den Kreislauf umso mehr an. Ich finde: Lieber mit dem Velo an den Strand als mit dem Porsche ins Büro.

Immerhin: Aktionen wie der «Black Friday» ermöglichen es auch weniger betuchten Menschen, sich etwas zu gönnen.

Da bin ich einverstanden. Es gibt Menschen in diesem Land – ich sehe dies etwa in meiner Tätigkeit im Asylwesen –, für die es unabdingbar ist, dass sie sich gestern günstige Winterkleider kaufen konnten oder einen dringend benötigten Laptop, mit dem sie Deutsch lernen können. Solchen Menschen würde ich sicher nicht sagen, es sei doof, dass sie am «Black Friday» einkaufen.

Man sieht an Tagen wie dem «Black Friday» immer Bilder von Menschen,

«Dieser Art von kapitalistischem Umgang mit dem eigenen Leben verweigere ich mich.»

die sich in Massen um Schnäppchen prügeln wie hungrige Hyänen an einem Kadaver – das zeigt doch gerade, wie wichtig den Menschen ihr Konsum und das Konsumieren an sich ist.

Solche Bilder haben etwas vollkommen Unwürdiges. Sie führen wieder in die eine Ecke des Dreiecks: Was macht solcher Konsum mit uns als Menschen? Ich jedenfalls möchte mich nicht sehen, wie ich mich in einem Pulk um irgendein günstigeres Designerteil prügeln.

Heute heisst es: Ich konsumiere, also bin ich. Das Selbstwertgefühl, mithin die Würde dieser Menschen konstituiert sich doch gerade durch den Konsum. Ist es nicht eine kulturellere Haltung, zu sagen, diese Menschen gäben unwürdige Bilder ab?

Mit einer solchen Aussage wäre ich sehr vorsichtig. Es sind ja beileibe nicht nur die so genannt «unteren Schichten», die sich an solchen Aktionen beteiligen. Der Überkonsum ist ein Phänomen, das bei Wohlhabenden genauso zu beobachten ist. Die Verführbarkeit liegt im allgemeinen Wesen des Menschen – aber nicht alle natürlichen Impulse sind auch gut und müssen gefördert werden. Im Gegenteil, viele menschlichen Impulse gilt es besser zu dämpfen.

Was macht denn aus Ihrer Sicht die Würde des Menschen aus?

Die Würde und das Glück der Menschen liegen meines Erachtens darin, in tragfähige soziale Netze eingebunden zu sein und darin, die eigenen Fähigkeiten sinnvoll einsetzen zu können – in Tätigkeiten und Feldern, hinter denen sie stehen können. Das sind die zwei wichtigsten Eckpunkte für ein würdevolles Leben.

Sie haben mehrfach die Gier angesprochen, eine der biblischen Todsünden. Ist auch der Glaube Teil dieser Würde?

Er kann für manche Menschen ein wichtiger Teil sein. Aber er ist nicht eine Voraussetzung. Man kann auch ohne religiöse Verankerung ein würdevolles Leben führen. Die Leitplanken dazu lassen sich aber durchaus in den religiösen Traditionen der Menschen finden. Alle religiösen Traditionen haben erkannt, dass die Gier problematisch ist.

Sie engagieren sich in der Offenen Kirche in Bern und haben dort mit sogenannten randständigen Menschen zu

tun, die nicht viel Materielles haben und wohl froh wären, sie könnten sich überhaupt etwas leisten – was sagen Sie ihnen zur Würde des Menschen?

Manche von diesen Menschen haben sich ausgeklinkt aus diesem Kreislauf. Es wäre ihnen wohl gar nicht wichtig, sich mit Gütern einzudecken. Was wir bei ihnen aber stark spüren, ist der Wunsch nach Zugehörigkeit, Eingebundensein, Teilhabe an sozialen Beziehungen. Darum haben wir grosse Anstrengungen unternommen, unser Café auch in Coronazeiten offenhalten zu können.

Sie engagieren sich auch im Asylwesen – diese Menschen kommen teils hierhin, gerade weil unser System mit Produktion und Konsum so attraktiv ist. Denn dieses produziert nicht nur materiellen Wohlstand, sondern auch Freiheit, die anderswo nicht zu finden ist.

Die meisten Menschen, mit denen ich zu tun habe, kommen hierhin, weil in ihren Ländern die politische Situation und die Sicherheitslage es schlicht nötig machen. Derzeit sind dies vor allem Menschen aus Syrien, Iran, Afghanistan und Eritrea. Aber die Frage ist doch, ob unsere Freiheit tatsächlich nur in einem Wirtschaftssystem wie dem unseren möglich ist.

Zumindest hat es sich in der bisherigen Geschichte so erwiesen.

Wenn ich nach China blicke, komme ich jedenfalls zum Schluss, dass die Verknüpfung von Wohlstand und Freiheit nicht dermassen stringent ist. Die Frage aber ist, ob es umgekehrt anders möglich wäre.

Was denken Sie?

Wir wissen es gar nicht, weil wir noch nicht ausprobiert haben, wie es wäre, in einem Wirtschaftssystem zu leben, das nicht dermassen auf Maximierung aus ist. Ich kritisiere ja nicht alles, aber ich kritisiere den Mechanismus, immer aus allem das Maximum herausholen zu wollen. Das ist das Problem, dass wir mit uns selber einen kapitalistischen Umgang pflegen – in Stellenanzeigen oder selbst in Werbung für Ferien heisst es: Holen Sie das Maximum heraus!

Das ist der Leistungsgedanke. Dieser ist nicht schlecht, gerade wenn wir von der Würde der Arbeit reden. Ich fühle mich am Feierabend besser, wenn ich nicht durch den Tag gedümpelt bin, sondern richtig etwas geleistet habe.

Mich befriedigt es auch, wenn ich etwas Sinnvolles mit meiner Energie angefangen habe. Doch ich erinnere mich an eine Episode, als ich Assistentin an der Universität war. Mein Professor trug mir auf, eine Literaturliste zusammenzustellen – er habe dafür keine Zeit, er müsse Fachliteratur lesen, er müsse schliesslich aus seiner Lebenszeit das Maximum herausholen. An diesem Abend habe ich mich mit einem Kiosk-Kitschroman in die Badewanne und sagte mir: Dieser Art von

Samstagsinterview



Irene Neubauer: «Eine Transformation hat ihren Preis. Aber weitermachen wie bisher wird viel teurer sein.» PETER SAMUEL JAAGI

kapitalistischem Umgang mit meinem eigenen Leben verweigere ich mich.

Das ist schlicht Arbeitsteilung – der Professor konnte es sich leisten, «niedere» Aufgaben zu delegieren. Klar. Aber in dem Moment habe ich gemerkt: Ich möchte gar nicht in die Lage des Professors gelangen, weil ich dann immer auf das Maximum bedacht sein müsste.

Sie haben dieses Jahr den Postwachstumsökonom Nico Paech in den «Chouf-nüt-Tag» eingebunden. Er propagiert, vereinfacht gesagt, dass wir nur noch halb so viel arbeiten sollen und uns mit dem begnügen, was dann an Produktion herauskommt. Was finden Sie daran gut?

Ich finde gut, dass dieses Modell eben den Kreislauf durchbricht: Arbeiten wie

blöd, konsumieren wie blöd. Noch produzieren wir ja zum Teil Zeug, das eigentlich gar niemand braucht, und dann sind ungläubliche Anstrengungen nötig, dass dieses Zeug gleichwohl gekauft wird. Das gibt Ressourcenverschleiss und Abfallberge. Wenn wir nur produzieren würden, was wir wirklich brauchen, reichten zu Stunden Arbeit pro Woche aus.

Das wäre der Schritt in die Planwirtschaft. Diese hat sich wenig um die Würde des Menschen gekümmert, und ihr Umgang mit den Ressourcen war auch nicht gerade toll.

Das ist das Totschlagargument gegen jegliche Veränderungen an unserem heutigen System. Das Modell, das Nico Paech vorschlägt, wurde ja noch gar nie umgesetzt. Im real existierenden Kommunismus war es ja nicht so, dass die

Menschen weniger gearbeitet hätten. Sicher ist: Wenn wir an unserem System nichts verändern, gehen wir in eine ziemlich schwierige Zukunft, das sehen wir am Klimawandel.

Würde man Paechs Ideen rasch umsetzen, fele wohl die Wirtschaft zusammen, viele Arbeitslose wären die Folge. Ist es nicht zynisch, diesen Menschen zu sagen, es sei nun mal ganz gut so?

Natürlich bedingte ein solcher Umbau eine ganz sorgfältige Umsetzung, das ist ja klar. Er würde auch nicht von heute auf morgen erfolgen. Gewiss, eine solche Transformation hat ihren Preis – aber weitermachen wie bisher wird viel teurer sein.

Wie deuten Sie eigentlich diese Coronakrise? Als heilsamen Schock?

«Als weisse Frau in der Schweiz bin ich im weltweiten Vergleich enorm privilegiert.»

malem Rahmen durchführen. Aber ich hoffe ebenso, dass wir als Menschheit nicht weitermachen werden wie bisher, ohne etwas gelernt zu haben. Dass wir zur Einsicht kommen, bescheidener sein zu müssen.

Wie sähe denn das ideale Wirtschaftssystem Ihrer Ansicht nach aus? Wir würden darin nur so viel produzieren und konsumieren, wie wir wirklich brauchen.

Und wer definiert dies?

Das darf sicher nicht von oben verordnet werden, sonst sind wir tatsächlich in der kommunistischen Planwirtschaft. Das darf durchaus auch individuell unterschiedlich sein, die Menschen sind ja nicht alle gleich. Aber insgesamt müssen wir auf ein Mass kommen, das planetenverträglich ist.

Haben Sie etwas gegen Reichtum?

Ich finde, materiell reich zu werden wäre ein etwas tristes Ziel für ein Leben. Aber ich habe kein Problem mit Menschen, die mehr haben als ich. Das hat mich noch nie gestört.

Wenn Sie den Lebensstil von Reichen betrachten – haben Sie dann nie den Impuls, sich auch etwas davon zu wünschen, schöne teure Ferien beispielsweise?

Ich habe mir mal eine Auszeit genommen und bin zwei Monate durch Amerika gereist. Ich war in St. Louis, als es dort erste Proteste von Schwarzen gab. Da wurde mir bewusst: Ich gehöre genau zu jenen privilegierten weissen Menschen, die es sich leisten können, mal zwei Monate durch die Gegend zu gondeln. Als weisse Frau in der Schweiz bin ich im weltweiten Vergleich enorm privilegiert.

Der «Black Friday» markiert den Auftakt zum Weihnachtsgeschäft – der Advent muss für Sie ja schwierig sein: Überall diese grellen Reklamen, die zum Kaufen auffordern.

Es gelingt mitunterdessen ganz gut, dies gelassen zu betrachten (lacht). Schenken ist ein wesentlicher Aspekt sozialer Beziehungen. Ich bin also keinesfalls gegen das Schenken – aber mit dem «Chouf nüt-Tag» wollen wir aufzeigen, dass man seine Verbundenheit auch anders zeigen kann als mit einem Geschenk, das auf diesem Kaufmodus beruht.

Was verschenken denn Sie?

Einerseits Bücher. Und andererseits immer wieder Bons – mein Göttibub kriegt zu Weihnachten immer einen Gutschein für einen Tag mit mir, an dem wir etwas zusammen unternehmen. Das schätzen wir beide sehr. Ich schenke Zeit.

Wenn ich mir etwas Materielles kaufe, das ich wirklich möchte, dann habe ich Freude daran und es geht mir gut. Kennen Sie das auch?

Natürlich, ich bin ja ein normaler Mensch.

Welcher Kauf hat denn zuletzt diese Funktion gehabt?

Da muss ich überlegen... Ich bin ein Second-Hand-Freak – der Konsum von Gebrauchsgütern reduziert den Verschleiss. Als mein Sohn kürzlich die Ziviltrauung feierte, habe ich mir second hand ein tolles Kleid gekauft, das mich sehr gefreut hat. Es hat 20 Franken gekostet.

Weihnachten ist auch die Zeit der Wünsche. Was wünschen Sie sich zu Weihnachten?

Ich wünsche mir, dass ich trotz der Pandemie mit meinen Lieben ein Fest feiern kann, zum Beispiel mit meiner Mutter, die 88 Jahre alt ist. Ich wünsche mir, dass wir eine Form finden, unsere Verbundenheit an Weihnachten leben zu können.